

Über die Autorin:

Sina Beerwald, 1977 in Stuttgart geboren, hat sich bislang mit sechzehn erfolgreichen Romanen, darunter historische Romane und Sylt-Erlebnisführer, einen Namen gemacht. Sie ist Preisträgerin des Nord-MordAward und des Samiel Award. »Die Strandvilla« war 2020 auf der Shortlist beim LovelyBooks Leserpreis. 2008 wanderte sie mit zwei Koffern und vielen Ideen im Gepäck auf die Insel Sylt aus und lebt dort seither als freie Autorin.

SINA BEERWALD

Das

DÜNEN-
CAFE



Roman

KNAUR*

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe März 2021

Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Das Werk wurde vermittelt durch die

AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München

Redaktion: Catherine Beck

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Collage aus Bildern von Alexia Feltser / Arcangel Images,
PixxWerk, München und BoundlessProductions / shutterstock.com

Satz: Daniela Schulz

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52610-1



Für Lauris

1. Buch

KAPITEL 1

November 1918



Es war ein milder Tag, viel zu warm für Ende November, denn die Sonne schien nach Kräften, als wollte sie die Menschen aus ihren Häusern locken und sagen: Kommt heraus, es ist vorüber.

Moiken stand auf der Promenade, hinter ihr die Strandvilla auf der hohen Düne, und sie schaute hinaus aufs Meer. Die Sonnenstrahlen wärmten ihr Gesicht, und sie roch die würzige Seeluft. Der Seewind war zwar kühl, aber in der Mittagssonne und mit dem Blick auf die Weite der Nordsee keimte ein lange nicht mehr empfundenes Gefühl in ihr auf: Sie spürte wieder leise Hoffnung.

Die schweren Tage des Winters standen ihnen zwar noch bevor, doch der Krieg – er war tatsächlich seit rund zwei Wochen beendet. Am 11. November war das Waffenstillstandsabkommen in einem Eisenbahnwaggon im Wald von Compiègne unterzeichnet worden. Noch glich Sylt einer Festung. Sehnsüchtig warteten sie alle auf die erlösende Nachricht, dass das Verlassen und Betreten der Insel wieder ungehindert erlaubt waren.

Die Nordsee glitzerte in der Sonne, als wollte sie zum Baden einladen, im leichten Wind rollten die Wellen sanft am goldgelben Strand aus. Möwen segelten auf der Suche nach Beute über das Meer dahin, manch eine fasste in Sekundenbruchteilen den Entschluss, sich in die Tiefe zu stürzen – meist erfolglos.

Ihre kleine Tochter spielte nahe der Brandung am Strand.

Viel zu nah.

»Du sollst nicht so dicht ans Wasser gehen, Frieda!«, rief Moiken in den Wind. Aus dem kleinen Sorgenkind Frieda war ein hübsches viereinhalbjähriges Mädchen geworden, immer noch ein wenig zu

dünn, aber ein Sonnenschein und charakterlich das Gegenteil ihrer bereits erwachsenen Halbschwester Emma.

»Ja, Mutter! Aber sieh doch! Sieh mal, was ich gefunden habe! Der sieht so anders aus als alle anderen Steine. Da wird sich meine Elva freuen!« Frieda kam angelaufen und präsentierte ihr mit hochroten Wangen einen kleinen rotbraunen Stein, wie eine Trophäe, einen Schatz, den es zu hüten galt.

»Du hast tatsächlich einen Bernstein gefunden!«, entfuhr es Moiken. Wie oft hatte sie schon nach stürmischen Tagen vergeblich am Flutsaum danach gesucht.

»Was ist Bernstein?«, fragte ihre Tochter und zog das Näschen kraus.

»Das ist ein wertvoller Schmuckstein, der viele Millionen Jahre alt ist, also sehr, sehr alt. Wenn man ihn schleift, wird er noch schöner. Das können wir gleich zu Hause machen, vielleicht kommt dabei noch ein Einschluss zum Vorschein, ein Pflanzenteil oder ein winziges Tier zum Beispiel.«

»Au ja, das machen wir – aber ich will heute auch noch baden gehen!«

Moiken schüttelte lächelnd den Kopf. So übermütig kannte sie ihre Tochter gar nicht. Erst in den vergangenen beiden Wochen seit Kriegsende hatte Frieda die Strandvilla und ihre nähere Umgebung, insbesondere den Strand, als Spielplatz für sich entdeckt. In Zeiten des Krieges hatte Frieda am liebsten unter dem Schreibtisch selbstvergessen mit ihrer Puppe Elva gespielt und sich in der Nähe ihrer Mutter am wohlsten gefühlt.

»Mein Schatz, das Meer ist doch viel zu kalt um diese Jahreszeit, außerdem kannst du gar nicht schwimmen!«, tadelte sie ihre Tochter besorgt und strich ihr die windzerzausten blonden Haare hinter die Ohren, die sich aus den beiden langen Zöpfen gelöst hatten.

Diese enttäuschte Miene war Theodor wie aus dem Gesicht geschnitten, dachte Moiken wehmütig. Mit ihrem Vater hätte sich Frieda sicherlich gut verstanden, und sie wäre sein ganzer Stolz.

Doch er hatte sich zu Beginn des Krieges anders entschieden und seinem Leben im Meer ein Ende gesetzt.

Die genauen Umstände kannte Frieda noch nicht, doch sie wusste, dass ihr Vater in den Himmel gegangen war, als sie gerade ein paar Wochen alt gewesen war.

Wann es wohl an der Zeit war, ihr zu erklären, dass ihr Vater freiwillig aus dem Leben geschieden war? Jedenfalls musste sie ihrer Tochter deutlich die Gefahren des Meeres erklären, ohne ihr Angst zu machen. Es behagte ihr nicht, dass sich Frieda vom Meer neuerdings so angezogen fühlte.

Moiken nahm Friedas kleine, erstaunlich warme Hand in ihre, und sie gingen die Promenade entlang und weiter in Richtung des achteckigen Pavillons am Ende des hölzernen Wegs.

Mit ihrer geliebten Tochter an der Hand, das Knirschen des Sandes auf den Holzplanken unter ihren Schuhen, wehten ihre traurigen Gedanken davon.

Sie nahm einen tiefen Atemzug.

Ja, es war Zeit, nach vorn zu sehen.

Der Krieg war vorbei, das musste sie sich immer wieder sagen, weil sie es noch kaum glauben konnte.

Eine sanfte Welle des Glücks durchströmte sie und rollte auf ihren Lippen zu einem Summen aus.

Die Töne formten sich zu einer Melodie, die sie schon lange nicht mehr angestimmt hatte, ein Lied, das sie zuletzt vor Kriegsbeginn mit Sehnsucht auf das Frühjahr gesungen hatte. »Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün ...«

Nach einem Moment des Zuhörens stimmte Frieda in die Melodie mit ein – noch etwas unbeholfen, aber sie zauberte ihr ein Lächeln aufs Gesicht und sie hielt die Hand ihrer Tochter noch fester umschlossen.

Mit der ersten Strophe glitt Moikens Blick zum Pavillon am Ende der hölzernen Promenade: das Dünencafé.

Ihr Café, ihr Lebenstraum, den sie sich gegen den Willen ihres Ehemanns erfüllt hatte. Ihr hölzerner, achteckiger Pavillon, den sie in ein Kleinod verwandelt hatte. Ihre Gäste, denen sie selbst kreierte Pralinen und Törtchen zum Kaffee serviert hatte.

Ihr wahr gewordener Traum, vom Krieg zerstört.

Die Eröffnung ihres Cafés war gerade vier Wochen her gewesen, als die Nachricht wie eine Bombe in die sommerliche Strandidylle geplatzt war: Krieg! Der allgemeine Mobilmachungsbefehl. Das Seebad musste innerhalb von drei Tagen geschlossen werden, Sylt wurde zur Festung erklärt.

Offiziere und Soldaten zogen in die Strandvilla ein und bestimmten diese zu ihrem Eigentum, in dem sie hausten, als gäbe es kein Morgen mehr. Gleiches galt für ihr Dünencafé, dessen Fassade recht unbeschadet geblieben, das im Inneren jedoch verwüstet worden war. Zwar hatte man im Hotel Reichshof extra ein Soldatenheim eingerichtet, doch das war natürlich uninteressant für ausschweifende Gelage, weil es von den Befehlshabern kontrolliert wurde.

Die Beschlagnahmung der Strandvilla, Offiziere, die ihrem zweiten Ehemann Theodor von Lengenfeldt das Lebenswerk nahmen, Soldaten, die es besetzten – das war für Theodor unerträglich gewesen, und zusammen mit seiner hohen Verschuldung, die er sich selbst zuschreiben musste, hatte er keinen anderen Ausweg mehr gesehen, als für immer ins Meer hinauszugehen.

Hinterlassen hatte er ihr neben einem Abschiedsbrief und ihrer gemeinsamen Tochter Frieda ihre größte Aufgabe: die Strandvilla.

Die Höhe ihrer Schulden war bedrückend, und sie wagte nicht, sich auszurechnen, wie viele Jahre das Hotel gut ausgelastet sein müsste, bis sie abbezahlt wären. Da half auch nicht die Aussicht auf eine staatlich gewährte Unterstützung, als Kriegsentschädigung in Form eines Hypothekendarlehens. Überhaupt – wenn ihr jemand vor sechs Jahren gesagt hätte, als sie noch in vollkommen

bescheidenen Verhältnissen in Keitum gelebt hatte, dass sie eines Tages Hotelbesitzerin und Inhaberin eines Strandcafés sein würde ...

Immerhin, seit Kriegsende hatten sich schon erstaunlich viele Stammgäste angemeldet, angetrieben von der Erinnerung an schöne Zeiten, die man sich zurückerobern wollte.

Es versprach ein glanzvoller Sommer zu werden.

Frieda zog unsanft an Moikens Hand. »Mutter, ich will nicht mehr weitergehen. Ich möchte Elva den Stein zeigen!«, quengelte sie.

Moiken blieb ihr die Antwort schuldig. Stattdessen schweifte ihr Blick über das Meer und die Dünen. Der Wind, der von der Nordsee auf die Insel traf, frischte spürbar auf.

Noch einmal atmete sie tief durch.

»Ja, lass uns zurückgehen. Es wird jetzt doch etwas kühl.«

Die Erinnerungen an den Krieg holten sie immer wieder ein, und sie war sich nicht sicher, ob diese bis zum Beginn der Saison so weit verblasst sein würden, dass sie die sehnlich erwarteten Sommerfrischler unbeschwert begrüßen konnte.

Zwar war die Insel von Angriffen verschont geblieben, doch am 9. August 1915 – dieses Datum hatte sich in ihr Gedächtnis eingebrannt, obwohl es nebensächlich war – waren fünf englische Panzerkreuzer vor der Insel aufgetaucht. Sofort wurde Alarm gegeben. Ihre Nerven lagen blank, doch die Schiffe entfernten sich wieder.

Dann aber, mitten im Krieg, am 16. Februar 1916, geschah das Unvorhergesehene. Dieses Datum, dachte Moiken schauernd, würde sie erst recht nie mehr vergessen, denn es war zu ihrem zweiten Geburtstag geworden.

Kein feindlicher Angriff, jedenfalls nicht direkt. Es war der Sturm, der über die Insel raste, wie sie ihn seit 1911 nicht mehr erlebt hatten. Die tosenden Nordseewellen brachen sich am Fuß der Düne, auf der die Strandvilla stand, überspülten die Promenade und reichten bis nahe an den Pavillon heran ... an ihr Café, das den Soldaten

als Raum für die wilden Gelage diene. Doch nun drohte der achteckige Holzbau ein Opfer der Fluten zu werden.

Umtobt vom Blanken Hans schleppte sie Sandsäcke heran und bangte um ihren Lebenstraum, doch niemand rechnete mit der Gefahr, die das Meer zudem in sich barg: Eine Seemine wurde von der Kraft der Wellen in Sichtweite auf die Strandmauer geschleudert. Das entstandene Loch war so groß, dass drei Männer bequem darin Platz fanden.

Das Dünencafé trug nur leichte Schäden durch umherfliegende Steine davon und sie keine ernsthaften Verletzungen, dafür jedoch den Schock ihres Lebens.

Bis zum Sommer hatte sie sich noch nicht von diesem Schreck erholt, als ein dumpfes Grollen am Abend des 1. Juni 1916 zwischen halb acht und halb zehn ihre Nerven erzittern ließ. Im Norden tobte vor der dänischen Küste die Skagerrakschlacht, bei der die Schlachtkreuzergeschwader der Briten und Deutschen mit rund 250 Schiffen beider Flotten aufeinandertrafen. Unfassbar, wie weit die schweren Geschütze zu hören gewesen waren.

In jener Nacht hatte sie schlecht geschlafen, denn die Gefechte, von denen sie ansonsten nur in der Zeitung gelesen hatte, waren plötzlich erschreckend nah gekommen. So nah, dass einige tote Seeleute dieser Schlacht zwei Wochen später entlang der Westküste antrieben und einer direkt vor ihrem Hotel vom Meer an den Strand geworfen wurde. Den grauenvollen Anblick des aufgetriebenen, leblosen Körpers würde sie nie mehr vergessen.

»Mutter! Lass uns nach Hause gehen«, insistierte Frieda und holte sie, die mit verhangenem Blick auf die Nordsee schaute, in die Gegenwart zurück. Erneut zog Frieda sie unsanft am Arm. »Mutter!«

»Verzeih, mein Schatz. Ich war mit meinen Gedanken weit draußen auf dem Meer«, antwortete Moiken und setzte sich erneut in Bewegung.

»Jaja, das sagst du immer. Mir ist ganz kalt, und ich habe Hunger.«

»Entschuldige, dann lass uns jetzt wirklich schnell zurückgehen.«
Frieda tippelte an der Hand neben ihr her.

Ja, der Hunger. Aufgrund der Einquartierung der Soldaten hatte es im Hotel einigermaßen ausreichend Nahrungsmittel gegeben, denn für die Verpflegung eines Mannes, gleich welchen militärischen Ranges, hatte sie eine Mark zwanzig erhalten. Die Verpflegungsportion hatte nebst Brot aus 250 Gramm Fleisch und 60 Gramm Rinderierenfett zu bestehen, lieber sahen die Männer jedoch 200 Gramm Speck und 25 Gramm Butter. Kaffee war mit täglich 15 Gramm gebrannten Bohnen ein rares Gut. Heidekraut diente als Ersatz für Brennkohle, das Sylter Intelligenzblatt warb für den Konsum von Miesmuscheln, die sich im Watt sammeln ließen, Strand-Wegerich und Queller aus den Salzwiesen dienten als Gemüseersatz, außerdem trugen die eigene Stromversorgung per Windrad und der Brunnen im Hof dazu bei, dass die Lebensumstände in der Strandvilla halbwegs erträglich blieben – jedenfalls, was das Essen anbetraf.

Der Alkohol war Fluch und Segen zugleich gewesen, denn er war die Währung, in der sie während des Krieges und auch heute noch bezahlte.

Theodor hatte ihr einen Weinkeller hinterlassen, dessen Ausmaße sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht ausgemalt hätte und den sie nach dem Tod ihres Mannes erstmals gesehen hatte.

Rund eine Viertelmillion Flaschen lagerten unter der Düne, erlesene Sorten aus aller Welt, die Theodor während der Jahrzehnte als Hotelier gesammelt hatte. Sein heiliges Reich. Was an Flaschen im offiziellen Keller lagerte, den die Bediensteten betreten durften, war nur ein Bruchteil der Schätze gewesen.

Da nutzte es auch nichts, dass Oberst von Rohde per schriftlicher Bekanntmachung auf das Strengste verboten hatte, alkoholhaltige Getränke in solchem Maße an Personen des Soldatenstands abzugeben, vom Feldwebel abwärts, dass deren dienstliche Leistungsfähigkeit beeinträchtigt würde – denn es herrschte Selbstbedienung.

Solange der Alkohol in Strömen geflossen war, waren die Soldaten bei guter Laune gewesen und hatten auch die Frauen in Ruhe gelassen.

Meist.

Doch was unter dem Deckmantel eines Symphoniekonzerts des Kommandantur-Orchesters, organisiert von Unteroffizier Donker, im Foyer der Strandvilla an einem Abend sittsam und beschaulich begonnen hatte, um die schweren Gedanken an den Ausgang des Krieges auf kraftvollen Melodien davonzuspülen, hatte in einem ausufernden Besäufnis geendet – und mehr.

Dunkle Bilder überrollten Moiken wie eine mächtige Welle, drohten sie von den Füßen zu reißen.

Ihre Schritte wurden langsamer, intuitiv hielt sie Frieda fester an der Hand, so als ob die Erinnerungen an die dunkle Zeit ihr ihre Tochter entreißen könnten.

»Aua, Mutter! Du tust mir weh!«, protestierte ihre kleine Tochter, die zum Glück nicht viel vom Krieg verstanden hatte und für die die Einquartierung der Soldaten so etwas wie ein großes Spiel gewesen war, weil sie die Männer nie betrunken erlebt hatte. Nüchtern waren sie sehr freundlich gewesen.

Erschrocken erkannte Moiken, dass sie von den düsteren Bildern aus der Vergangenheit eingeholt worden war, und lockerte ihren Griff.

Der Krieg war vorbei. Das musste sie sich immer wieder sagen.

Sie zwang sich zu einer aufrechten Haltung, brachte wieder Spannung in ihren dünnen Körper, der in einem viel zu weiten blauen Kleid mit aufgesetzten Taschen steckte, und sang erneut das Frühlingslied, dieses Mal lauter. »Wie möcht' ich doch so gerne ein Veilchen wieder seh'n! Ach, lieber Mai, wie gerne einmal spazieren geh'n! Komm, lieber Mai ...«



Im Foyer der Strandvilla sah es fast schon wieder aus wie früher, eigentlich fehlten nur noch die Pflanzen. Der bodenlange Spiegel an der Wand neben der Tür zum Speisesaal war gestern ersetzt worden, und eines der Zimmermädchen war dabei, das Glas auf Hochglanz zu polieren. Auch der Marmorboden erstrahlte in Erwartung neuer Gäste, das Telefonkabinett neben dem Empfangstresen und der Aufzug aus dem Hause Flor, Theodors ganzer Stolz, funktionierten. Die Sitzmöbel im Foyer waren nicht zu retten gewesen und durch gebrauchte, aber sehr gut erhaltene, gemütliche Ohrensessel ersetzt worden.

»Leopold! Sieh mal, was ich habe!«, rief Frieda aus, als sie sich dem alten Portier hinter seinem Empfangstresen näherten.

Der treue Leopold, dachte Moiken mit einem liebevollen Lächeln.

»Willkommen zurück, gnädiges Fräulein! Gnädige Frau ...«, begrüßte der Portier sie mit seinem wienerischen Charme, als seien sie die ersten Gäste, die zur Sommerfrische eintreffen würden.

»Ach Leopold, nennen Sie mich bitte nicht immer gnädige Frau.« Ein immergleicher Dialog – denn so sehr, wie er die Höflichkeit schätzte, so fremd blieb ihr diese Anrede.

Seit vier Jahrzehnten war Leopold die gute Seele des Hauses, sein Alter von fast siebzig Jahren war ihm aufgrund seiner schlohweißen Haare mittlerweile anzusehen, doch sein Elan war ungebrochen.

Die Frage, wann er sich denn zur Ruhe setzen wolle, war für ihn eine persönliche Beleidigung.

Wie ein Kutscher hielt er die Zügel geschickt in der Hand, er wusste über alle Vorgänge in der Strandvilla Bescheid und behielt auch jetzt den Überblick über den Stand der Renovierungsarbeiten.

»Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber das werde ich mir wohl nicht mehr beibringen können. Der Mensch hat eben seine Gewohnheiten. Sie gehen doch auch lieber die ausgetretene Stiege hinunter, als

den Selbstfahrer zu benutzen.« Er deutete zum Aufzug hinüber, den das Militär tatsächlich als eins der wenigen Dinge schadlos hinterlassen hatte.

Gewohnheiten – mit das Wichtigste in Kriegszeiten, und niemals hätte Moiken geglaubt, dass sie sich auch an schreckliche Dinge gewöhnen könnte.

Offenkundig war er gerade dabei, einige Karten, auf denen die Eigenheiten, Vorlieben und besondere Wünsche eines jeden Gastes vermerkt waren, aus dem Karteikasten zu ziehen.

Ja, er hatte die Militärangehörigen wie Gäste behandelt und sich dabei nie anmerken lassen, wie schwer ihm das gefallen war. Mit seiner Art hatte er selbst die Cholerischen unter ihnen im Handumdrehen zur Ruhe gebracht, zudem hatte sich Leopolds Respekt den Soldaten gegenüber auf deren Benehmen übertragen und – zumindest manchmal – die Strandvilla vor manch zusätzlichem Schaden bewahrt.

Karteikarten entfernte er sonst nur, wenn es zugleich einen Kondolenzbrief zu verfassen galt. Offenkundig wollte er nun die Kriegszeit begraben und keinen dieser Herrschaften je wieder in der Strandvilla sehen.

»Was hast du denn da, gnädiges Fräulein? Oh, einen Bernstein! Das ist aber ein ganz besonderer Fund! Du bist eben ein Glückskind«, fügte er lächelnd hinzu.

»Den will ich gleich meiner Elva zeigen!«, erwiderte Frieda stolz.

»Dann sollte das gnädige Fräulein, wenn es die Frau Mutter denn gestattet, so schnell wie möglich zur Elva gehen und danach bei meiner Frau Wilma in der Küche vorbeisehen – sie hat einen kleinen Imbiss vorbereitet. Ich nehme an, das gnädige Fräulein hat Hunger«, hofierte Leopold die kleine Frieda, die sich geschmeichelt und sichtlich wie eine Prinzessin fühlte.

»Darf ich gehen, Mutter, ja? Darf ich?«, sprudelte es aus ihr heraus.

»Ja, geh nur. Aber vergiss nicht, Wilma ein Dankeschön zu ...«, antwortete Moiken, doch da war ihre Tochter schon losgelaufen und verschwand über die Stufen des Foyers zu ihrem Zimmer.

Moiken sah ihr amüsiert hinterher. Frieda genoss es sichtlich, sich endlich frei im Hotel bewegen zu dürfen, und doch war sie im Kern ein ruhiges und besonnenes Wesen, bei dem man keine Dummheiten befürchten musste und das man trotz seiner jungen Jahre nicht an ein Dankeschön erinnern musste. Im Gegensatz zu ihrer großen Schwester war Frieda wirklich pflegeleicht.

Ohne ein persönliches Wort des Abschieds war Emma vor Kriegsausbruch ihrem Vater Boy nach Berlin gefolgt, während sie, Moiken, im Sommer 1914 mit ihrer kleinen Tochter Frieda, einem schwachen Säugling unter Tuberkuloseverdacht, in der Strandvilla ausharrte und dem plötzlichen Hereinbrechen des Krieges hatte zusehen müssen – zum zweiten Mal in ihrem Leben zur Witwe geworden.

Während des Krieges hatte Leopolds Frau Wilma als Küchenvorsteherin eisern über die Vorräte gewacht und als zweite gute Seele des Hauses aus dem Wenigen stets ein köstliches Essen gezaubert, doch mit Kriegsende war Wilma plötzlich erkrankt. Über zwei Wochen hinweg hatte sie unerklärliches Fieber gehabt, so als hätte sie mit letzten Kräften nur auf den Tag gewartet, an dem die Soldaten abgezogen waren.

»Geht es Wilma denn besser?«

»Ja, das Fieber ist weg, endlich! Sie hat sich erholt und ist wieder voller Tatendrang. Vom Krankheitsausbrüten hatte sie die Nase voll, viel lieber brütet sie jetzt wieder über den Vorratslisten.«

Moiken lachte. »War die Post schon da?« Wie wohltuend diese Frage doch war. Sie bedeutete Alltag, Gewohnheit und vielleicht mal wieder gute Nachrichten. Vielleicht war ja endlich ein Brief aus Berlin dabei, setzte sie stumm hinzu. Dort hatten sich Boy und ihre mittlerweile zwanzigjährige Tochter ein gut gehendes Fotoatelier aufgebaut.

Boy, der Strandfotograf, der ihr einst mit sandigen Lippen den ersten Kuss geraubt, der ihr Leben nach einem Wiedersehen auf den Kopf gestellt und mit dessen Auftauchen Emma nach vierzehn Jahren ihren wahren Vater kennengelernt hatte.

»Ja, der Briefbote war hier, aber der Zeitungsjunge noch nicht. Seitdem wir unseren Matthis als Pagen eingestellt haben, haben wir zugleich einen pünktlichen und zuverlässigen Zusteller verloren.«

»Man kann eben nicht alles haben«, entgegnete Moiken belustigt, denn sie war froh um die Entscheidung, diesen fleißigen und zuverlässigen Jungen eingestellt zu haben, nachdem er die Schule beendet hatte. Im Vergleich zu einem Zeitungsjungen bot ihm die Stellung als Page ein viel besseres Auskommen, denn der dreizehnjährige Bursche war unterdessen Halbwaise geworden und musste seinem Vater helfen, die sechs jüngeren Geschwister zu versorgen.

»Wo ist Matthis?«, fragte Moiken. »Ich brauche ihn gleich noch für einen Botengang zur Druckerei.«

Leopold hob fragend die Schultern, eine hilflose Geste, die man selten an ihm bemerkte. »Bestimmt hilft er irgendwem, aber dieser Bursche ist wie ein junger Feldhase, er ist der Einzige, den ich in diesem Haus aus dem Blick verliere. Er macht wirklich zuverlässig seine Arbeit, gnädige Frau, ist aber einfach noch nicht daran gewöhnt, mir Meldung zu machen, was er gerade tut. Vielleicht hilft er in der Küche mit den schweren Töpfen, weil meine Frau sich ja noch nicht so anstrengen soll, ich gehe mal nachsehen ...«

»Keine Eile«, bremste ihn Moiken. »Wenn Sie ihn wieder zu Gesicht bekommen, richten Sie ihm einfach aus, er solle sich bei mir für einen Botengang melden.«

»Sehr wohl. Dann bittschön, hier ist die Post, gnädige Frau.«

Wie immer hatte er alle Briefe ohne den Vermerk »vertraulich« bereits geöffnet und sortiert. Moiken blätterte die Seiten durch.